



Dieter Lamping

KAFKA

UND DIE FOLGEN



J.B. METZLER





J.B. METZLER

Dieter Lamping

Kafka und die Folgen

J.B. Metzler Verlag

Zum Autor

Dieter Lamping ist Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Mainz. Veröffentlichungen zur Theorie und Geschichte der Lyrik, der jüdischen Literatur und der Weltliteratur. Zuletzt erschienen: Handbuch Lyrik (2. Auflage 2016).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02653-8

ISBN 978-3-476-05544-6 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J.B. Metzler, Stuttgart

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

(Foto: akg-images)

Typografie und Satz: Tobias Wantzen, Bremen

Druck und Bindung: Ten Brink, Meppel, Niederlande

J.B. Metzler ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH
Deutschland

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhalt

I.

»Zwei Ansichten« eines Schreibers 7

II.

Die »Welt im Kopf«: Der Erzähler 19

III.

»Mein eigentlicher Wunsch«: Streitfragen 61

IV.

Der »magerste Mensch«: Die Person 85

V.

Die »produktive Kraft«: Der Ruhm 115

Literatur 177

Nachwort 184

.....

Für die Mit-Leserin

I.

»Zwei Ansichten« eines Schreibers

Zwei Möglichkeiten: sich unendlich klein machen
oder es sein. Das zweite ist Vollendung, also Untätigkeit,
das erste Beginn, also Tat.

(HadL, 105)

[1]

Im Sommer 1922 ging es Franz Kafka schlecht. Im fünften Jahrlungenkrank, war er seit dem vergangenen Herbst, mit immer neuen Attesten, vom Dienst befreit. Nachdem er noch einmal befördert worden war, beantragte er Anfang Juni die »vorzeitige Versetzung in den Ruhestand«. Am 31. wurde sie, mit Wirkung zum 1. Juli, bewilligt. Die folgenden Monate verbrachte er zur Erholung auf dem Land, zusammen mit seiner Liebblingsschwester Ottla und ihrer Familie, in Planá nad Lužnicí südlich von Prag. Eine seelische Erleichterung stellte sich aber nicht ein. Von Lärm und allerlei Ängsten geplagt, zeitweise schlaflos, erlitt Kafka einen »Zusammenbruch« (B, 431) nach dem anderen. Er fühle sich »wie ein verzweifertes Tier in seinem Bau« (Briefe, 390), klagte er seinem Freund Max Brod, dem er ungefähr im Wochenabstand nach Prag schrieb, so auch am 30. Juli.

Brod hatte sechs Tage zuvor in einem Brief eine Begegnung mit dem Vater ihres gemeinsamen Freundes Felix Weltsch erwähnt, der ihm erzählt hatte, dass der alte Herr Kafka mit leuchtenden Augen »überall« von seinem Sohn schwärme. Dazu bemerkte Kafka nun trocken, die »Mitteilung des Herrn Weltsch« sei »wenig zwingend«, weil er offenbar überzeugt sei,

daß man den eigenen Sohn nicht anders als loben und lieben kann. In diesem Fall aber: was wären hier für Begründungen des Augenleuchtens. Ein heiratsunfähiger, keine Träger des Namens bebringender Sohn; pensioniert mit 39 Jahren; nur mit dem exzentrischen, auf nichts anderes als das eigene Seelenheil oder Unheil abzielenden Schreiben beschäftigt; lieblos; fremd dem Glauben, nicht einmal das Gebet für das Seelenheil ist von ihm zu erwarten; lungenkrank, hat sich die Krankheit überdies nach des Vaters äußerlich ganz richtiger Ansicht geholt, als er zum erstenmal für einige Zeit aus der Kinderstube entlassen, sich, zu jeder Selbständigkeit unfähig, das ungesunde Schönbornzimmer ausgsucht hatte. Das ist der Sohn zum Schwärmen. (B, 401)

Wahrscheinlich hatte Brod seinen Freund nur aufmuntern wollen, als er ihm von der Begegnung mit dem alten Herrn Weltsch berichtete. Kafka reagierte darauf jedoch mit unnachsichtiger Strenge: indem er den Bericht prüfte. Unverkennbar ist die kühle Ironie, die seine Argumentation durchzieht. Sie trifft zunächst den Freund, der dem alten Herrn Weltsch Glauben schenkte, dann den alten Herrn Weltsch, der dem alten Herrn Kafka Glauben schenkte, schließlich auch den alten Herrn Kafka, der nicht glauben konnte, was er dem alten Herrn Weltsch erzählte. Letztlich aber richtet sich die Ironie gegen die Person, auf die sich alle diese Äußerungen beziehen: gegen Kafka selber.

Gegen das angebliche Lob setzt er das Bild, von dem er glaubte, dass seine Familie es sich tatsächlich von ihm mache und vielleicht nicht nur sie: das Porträt eines Gescheiterten. Dass seine Familie ihn nicht verstand, ja nicht verstehen konnte, bezweifelte Kafka nicht. Aber er wusste auch, dass er sie enttäuscht hatte, ja enttäuschen musste. All das, worauf sie hätte stolz sein können, hatte er nicht erreicht: ein dauerndes Auskommen in einem angesehenen Beruf, eine Frau und Kinder – und dazu war er nun auch unheilbar krank. Max Brod,

den gläubigen Juden, erinnerte er, nebenbei, sogar noch einmal daran, dass er außerdem »fremd dem Glauben« sei – so als wollte er keinen Zweifel daran lassen, wer er sei und wer nicht.

Das, was man von ihm erwartet hatte, war Kafka allerdings nicht geworden, weil er es nicht gekonnt, sondern mehr noch weil er es nicht gewollt hatte. Er hatte geradezu darum gerungen, den Erwartungen vor allem seiner Familie nicht nachkommen zu müssen. Die Verzweiflung, die aus seinem Brief spricht, rührt denn auch weniger daher, dass ihm ein bürgerliches Leben nicht gelungen war. Ihn bedrückte, dass er durch den Verzicht darauf nicht erreicht hatte, was er sich stattdessen erhofft hatte: Erfüllung durch die Schriftstellerei. Wenn er von seinem »exzentrischen, auf nichts anderes als auf das eigene Seelenheil oder Unheil abzielenden Schreiben« spricht, dann gibt er nicht mehr nur das Urteil seiner Familie wieder. Es waren auch seine eigenen Zweifel, die Brod schon kannte.

Am 5. Juli hatte Kafka in einem gleichfalls langen Brief den Freund wissen lassen, wie er inzwischen über das »Schriftstellersein« (B, 384) dachte. »Das Schreiben«, führte er aus, »ist ein süßer wunderbarer Lohn« – aber der »Lohn für Teufelsdienst«. So, wie er es übe, sei es ein »Hinabgehen zu den dunklen Mächten«, eine »Entfesselung von Natur aus gebundener Geister, fragwürdige Umarmungen und was alles noch unten vor sich gehen mag« (ebd.). Es waren aber nicht nur die Abgründe des Lebens, in die er mit seinem Schreiben geraten war, sondern auch die eigenen. Das »Teuflische daran« sei »die Eitelkeit und Genußsucht, die immerfort um die eigene oder auch um eine fremde Gestalt – die Bewegung vervielfältigt sich dann, es wird ein Sonnensystem der Eitelkeit – schwirrt und sie genießt« (ebd., 385).

Doch wie verdächtig Kafka das »Schriftstellersein« auch inzwischen geworden war – aufgegeben hatte er es nicht. Tatsächlich hatte er noch Anfang des Jahres eine neue große

Arbeit in Angriff genommen: seinen dritten Roman »Das Schloß«. Erst Anfang September musste er, körperlich weiter geschwächt und seelisch zerrüttet, dem »Irrsinn« nahe, wie er Brod anvertraute, »die Schloßgeschichte offenbar für immer liegen lassen« (B, 413). Aber auch danach hörte er nicht auf zu schreiben. Sein letztes Buch, den Erzählungsband »Ein Hungerkünstler«, vollendete er erst im folgenden Jahr. Noch am Tag vor seinem Tod las er eine der Geschichten Korrektur.

Auch Kafkas Schreiben an Brod vom 30. Juli mag, in seiner Geste strenger Prüfung, etwas von einem »Advokatenbrief« haben (BaM, 85), wie er einmal seinen langen »Brief an den Vater« genannt hat. Was ihn aber von dem Text eines Juristen unterscheidet, neben der Bemühung um Wahrheit und Wahrhaftigkeit, ist der Stil. Wenn Kafka im Sommer 1922 auch an seiner ganzen Existenz zweifelte, tat er das doch nicht nur schreibend, sondern sogar kunstvoll schreibend. Sein bitter-ironisches Selbstporträt ist ein kleines sprachliches Kunstwerk. In jedem der sechs Teile, in die er seine Periode durch Semikola ordnend untergliederte, benennt er eine Seite seines Charakters. Der kürzeste ist der dritte, der nur ein Wort enthält, das umso mehr Gewicht trägt: »lieblos«. Der längste ist der sechste und letzte, der, seiner Erkrankung gewidmet, schon fast erzählend ist. Auf diesen langen Satz lässt Kafka wirkungsvoll einen kurzen als conclusio folgen. Man könnte beide aus dem Brief herauslösen und hätte einen der knappen pointierten Texte, die typisch für ihn sind.

So wohlgesetzt seine Worte auch sein mögen – ihr Sinn ist dennoch schwer zu fassen. Wenn Kafka sich einen »Sohn zum Schwärmen« nennt, spricht er offenbar ironisch. Doch welches Urteil über sich will er damit nahelegen? Soll ausgerechnet sein bester Freund annehmen, dass man ihn gar nicht »loben und lieben« könne? Ist die Aufrichtigkeit, die er in seinem Brief zeigt, seine sich selber nicht schonende Bemühung um

Wahrheit nicht gerade ein Grund, ihm Achtung, wenn nicht sogar Zuneigung entgegenzubringen?

Am 26. Juni hatte Kafka Max Brod wissen lassen, was es mit seiner Neigung, sich klein zu machen, seiner »Selbstverurteilung« (B, 375) auf sich habe: Sie »sei« »Wahrheit« – also ein zutreffendes und ehrliches Geständnis – und zugleich »Methode«. Er trage sie nämlich absichtlich so vor, dass es für den, dem sie mitgeteilt werde, »kraft der Methode« unmöglich sei, »in sie einzustimmen« (ebd.). Das nannte Kafka die »zwei Ansichten« (ebd.) seiner Selbstkritik.

Was er mit den beiden Stichworten ›Wahrheit‹ und ›Methode‹ umschreibt, ist aber nicht nur eine raffinierte rhetorische Strategie, hinter der sich die psychologische List verbirgt, etwas so zu gestehen, dass man dafür nicht verurteilt wird. Es ist vielmehr auch Ausdruck einer tiefen Spannung: zwischen dem, was einer ist, und dem, was andere über ihn verlauten lassen, auch dem, was er selbst über sich sagt. In einer seiner Aufzeichnungen hat Kafka dargelegt, warum er überzeugt war, dass, entgegen der üblichen Vorstellung, jedes Geständnis die Wahrheit verfehle:

*Geständnis und Lüge ist das Gleiche. Um gestehen zu können,
lügt man. Das, was man ist, kann man nicht ausdrücken,
denn dieses ist man eben; mitteilen kann man nur das, was man
nicht ist, also die Lüge.* (HadL, 343)

Durch diesen unaufhebbaren Unterschied zwischen Sprechen und Sein entzieht sich für Kafka die individuelle Existenz den Worten, selbst den eigenen. Man kann sie im Schreiben nicht offenbaren. Versucht man es, muss man scheitern. Was man sagt, wird Lüge.

Gelegentlich bezweifelte Kafka sogar, dass Wahrheit überhaupt zur Sprache gebracht werden kann. »Wäre nur einer imstande«, schreibt er einmal, »ein Wort vor der Wahrheit zu-

rückzubleiben, jeder (auch ich in diesem Spruch) überrennt sie mit hunderten« (ebd., 360). Doch auch diesen Satz kann man nicht einfach wörtlich nehmen. Indem Kafka ihn, mit der Bemerkung in Klammern, auf sich selber anwendet, verwandelt er ihn in ein Paradoxon. Unentscheidbar wird dadurch, was Wahrheit und was schon nicht mehr Wahrheit, also Irrtum oder Lüge ist. Der Satz hebt sich selbst auf.

Das Bild, das man von Kafka aus seinem Brief an Max Brod gewinnt, ist das eines Menschen, der sich auch dann noch in Frage stellt, wenn es andere nicht tun – und der in seinem Bemühen um Redlichkeit so weit geht, eigene Lügen aufzudecken, die keiner sonst erkennen kann. Er lebt offenbar in einer tiefen Spannung sowohl zu den Menschen um sich herum wie zu sich selber. Seine Sätze sind auch deshalb voller Zwei- und Mehrdeutigkeiten. Die Worte, die er benutzt, scheinen noch einen anderen Sinn zu haben als den, den man üblicherweise mit ihnen verbindet. Um ihn zu verstehen, muss man mitunter sogar das Gegenteil zu dem hinzudenken, was er schreibt. Schwierig, wenn nicht unmöglich wird es so, zu durchdringen, was er sagt, auch von sich. Es lässt sich nicht vollständig erhel- len – nur annähernd, in einem Versuch der Beschreibung und des Verstehens, der es nicht überrennt, sondern, im besten Fall, ein Wort vor seiner Wahrheit stehenbleibt. Näher kann man ihr nicht kommen – soll es vielleicht auch nicht.

[2]

Von dem Prager Juden Franz Kafka, der im bürgerlichen Beruf als Versicherungsjurist arbeitete und ohne Nachkommen früh starb, wüsste man nichts, wäre er nicht genau das gewesen, was seine Familie kaum verstand und was er selbst, zumindest gegen Ende seines kurzen Lebens, verdächtig, wenn nicht ver-

werflich fand: Schriftsteller. In seinem Brief vom 30. Juli 1922 verwendet Kafka allerdings das Wort für sich nicht. Er spricht nur bescheiden-einfach von seinem »Schreiben«, das in den Augen seiner Familie nicht viel wert sei. Dass er nicht einfach nur für sich »schrieb«, sondern bis 1922 immerhin sechs Bücher veröffentlicht hatte, lässt er unerwähnt, vielleicht, weil er dem Freund gegenüber nicht deutlicher werden musste, vielleicht weil es ihm gerade nicht mehr viel bedeutete. Dabei ist es nicht nur das, was er als sein »eigentliches Leben« (Canetti, 26) begriffen hat. Gäbe es nicht seine Worte, wie er sie aufgeschrieben und, fast immer zögernd, zum Druck gegeben hat, man wüsste nichts von ihm. Sein »Seelenheil« mag das »Schreiben« nicht gestiftet haben, auch nicht immer sein Glück. Aber es hat ihn bis heute unvergesslich gemacht.

Nach der Formel des Horaz (Epistularum liber II, Vers 39: »Est vetus atque probus centum qui perficit annos«) braucht es hundert Jahre, bis ein Schriftsteller als Klassiker gelten kann. Dieses Maß der lebendigen Dauer hat das Werk Franz Kafkas erfüllt, der seine ersten Texte 1908 veröffentlichte und 1924 gestorben ist. Es ist in alle großen und zahlreiche kleine Literatursprachen übersetzt. Sein Lesepublikum zählt nach Millionen. Anhaltend ist die Faszination, die von seinen Erzählungen und Romanen ausgeht. Er scheint in ihnen eine Welt geschaffen zu haben, die so eigentümlich ist, dass man für sie ein Wort erfunden hat: »kafkaesk«. Neben Homer ist er einer der wenigen Autoren der Welt, aus dessen Namen man ein Adjektiv gebildet hat, das in die Umgangssprache eingegangen ist.

Kritiker streiten sich kaum noch über den Rang seiner Werke, sondern allenfalls über ihre Rangfolge untereinander. In jedem literarischen Kanon sind Texte von ihm zu finden. Keine Literaturgeschichte kann es sich leisten, seinen Namen auszulassen. Alles, was er hinterlassen hat, ist ediert und analysiert worden – und wird immer wieder neu interpretiert. Die Kafka-Philologie

ist, mit manchmal 1000 Publikationen pro Jahr, ein üppig blühender Zweig der Literaturwissenschaft geworden.

Kafkas Bekanntheit ist allerdings längst über die Literatur hinaus gedrungen. Jeder Gebildete kennt zumindest seinen Namen, auch wenn er nichts von ihm gelesen hat. Tatsächlich ist er in vielen Bereichen gegenwärtig. Es gibt Kafka-Bilder und Kafka-Karikaturen, Kafka-Comics und Kafka-Filme, Kafka-Songs und Kafka-Opern, sogar Kafka-Briefmarken. Kafka ist heute eine Art literarisches Weltkulturerbe.

An diesen Ruhm hat man sich inzwischen so sehr gewöhnt, dass man leicht vergisst, wie wenig selbstverständlich es ist, dass ein körperlich schwacher, Jahre vor seinem Tod schon schwer kranker, seiner selbst unsicherer, an allem zweifelnder Mensch in einer vergleichsweise kurzen Zeit ein Werk hervorbringen konnte, das sich noch hundert Jahre später unter den großen der Weltliteratur behauptet – umso mehr, als es nach Auffassung selbst seiner gelehrten Leser schwer zu verstehen ist.

Das ist nicht das einzige Rätsel, das Kafka umgibt, aber sicher das größte, und es ist, über seinen Fall hinaus, auch eines großer Kunst: dass es unvollkommenen Menschen manchmal gelingt, etwas zu schaffen, das vollkommen scheint und eine Dauer besitzt, die weit über ihre Lebenszeit hinausreicht. Die Begabung, die sie dabei offenbaren, die Kraft und die Ausdauer, die sie dafür aufbringen, sind unvorhersehbar und durch ihre Herkunft, ihre Umgebung und ihre Zeit nie restlos zu erklären.

[3]

Kafka war Schriftsteller in einem starken, ganz eigenen Sinn, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheinen mag. Zu Lebzeiten war er weder ein erfolgreicher noch ein bekannter

Autor. Seine Bücher erschienen in kleinen Auflagen; keines von ihnen erregte großes Aufsehen. Von ihrem Erlös hätte er sich nicht erhalten können. Auch deshalb – aber nicht allein deshalb – war er nie ›freier‹ Schriftsteller wie, seit 1923, sein Freund Max Brod. Kafka schrieb, bis zu seiner Frühpensionierung, immer nur nebenbei, nach der Büroarbeit.

Er war auch kein öffentlicher Intellektueller wie sein nur wenig älterer Zeitgenosse Hugo von Hofmannsthal, der sich in seinen Lesungen und Vorträgen vor zahlreichen Hörern, etwa in Prag, als literarischer Repräsentant des alten, habsburgischen Österreich darstellte. Kafka war ein Einzelgänger, der allenfalls für sich selber eintreten konnte, aber nicht für einen Staat, eine Kultur oder eine Religion. Am Literaturbetrieb seiner Zeit hat er kaum teilgenommen. Er lebte zurückgezogen; große Auftritte hatte er nicht. Er las, wenn überhaupt, nur vor kleinem Publikum und mied ansonsten die Öffentlichkeit. Und doch war er durch und durch Schriftsteller.

Während seines ganzen erwachsenen Lebens hat Kafka geschrieben, das meiste für sich, ohne die Absicht, es zu veröffentlichen. Die Literatur war nicht sein Beruf, auch nicht seine Nebentätigkeit, sie war sein Lebensinhalt. Kafka war ein Literaturmensch. Wenn er über sich sprach, hat er daran keinen Zweifel gelassen:

Alles, was sich nicht auf Literatur bezieht, hasse ich, es langweilt mich, Gespräche zu führen (selbst wenn sie sich auf Literatur beziehen), es langweilt mich, Besuche zu machen, Leiden und Freuden meiner Verwandten langweilen mich in die Seele hinein. Gespräche nehmen allem, was ich denke, die Wichtigkeit, den Ernst, die Wahrheit. (T, 311)

Der Satz, 1913 aufgeschrieben, sagt fast alles über Kafka. Literatur bildete den Mittelpunkt seines Lebens – nicht die Familie, auch nicht der Vater, nicht die Freunde, auch nicht die Frauen. Kafka wollte in seinem Leben vor allem: schreiben.

Am deutlichsten hat er sich darüber zu seiner ersten Verlobten, Felice Bauer, geäußert. »Mein Leben besteht und bestand im Grunde von jeher aus Versuchen zu schreiben und meist aus misslungenen«, ließ er sie am 1. November 1912 wissen (BaF, 65). Und er fügte hinzu: »Meine Lebensweise ist nur auf das Schreiben hin eingerichtet und wenn sie Veränderungen erfährt, so nur deshalb, um möglicher Weise dem Schreiben besser zu entsprechen« (ebd., 66–67). Bei anderer Gelegenheit erklärte er Felice Bauer, »daß Schreiben meine einzige innere Daseinsmöglichkeit ist« (20. 4. 13, BaF, 367), ja dass »das Schreiben mein eigentliches gutes Wesen ist. Wenn etwas an mir gut ist, so ist es dieses« (ebd., 407). An der Aufrichtigkeit dieser Erklärungen lässt sich kaum zweifeln – wengleich auch sie ihren Hintersinn haben: Mit ihnen warb Kafka um eine Frau, der er zugleich bedeutete, dass es in seinem Leben etwas Wichtigeres als sie gebe: sein Schreiben.

Dass es allerdings auch seinen Preis hatte, einen Preis, den mal er, mal andere zu zahlen hatten, wusste Kafka genau. Schon Anfang 1912 vertraute er dem Tagebuch an:

In mir kann ganz gut eine Konzentration auf das Schreiben hin erkannt werden. Als es in meinem Organismus klar geworden war, daß das Schreiben die ergiebigste Richtung meines Wesens sei, drängte sich alles hin und ließ alle Fähigkeiten leer stehen, die sich auf die Freuden des Geschlechtes, des Essens, des Trinkens, des philosophischen Nachdenkens, der Musik zuallererst, richteten. Ich magerte nach allen diesen Richtungen ab. Das war so notwendig, weil meine Kräfte in ihrer Gesamtheit so gering waren, daß sie nur gesammelt dem Zweck des Schreibens halbwegs dienen konnten.

(T, 229)

Mit der Verarmung des Lebens, die das Schreiben bewirkte, konnte Kafka sich allerdings nie ganz abfinden. So sehr er schreiben wollte – er sehnte sich auch immer wieder nach ei-

nem anderen Leben, einem einfacheren und gesünderen, das er zeitweise etwa in der Arbeit als Gärtner suchte.

Immer wieder wurde ihm die Literatur zweifelhaft. »Schriftsteller reden Gestank« (T, 11), lautet eine der ersten Aufzeichnungen aus seinem Tagebuch von 1910. Sieben Jahre später, als er über »Literatur, als Vorwurf ausgesprochen« nachdachte, notierte er sich nur lakonisch: »Die Lärmtrompeten des Nichts« (ebd., 523). Als er am 5. Juli 1922 Max Brod von seinen Bedenken gegen das »Schriftstellersein« berichtete, erwähnte er auch »eine schreckliche Todesangst«, zu der es führe. Ein Autor, schrieb er und meinte damit zweifellos sich selber, »hat schreckliche Angst zu sterben, weil er noch nicht gelebt hat« (B, 385). Kafka, so stellte Erich Heller fest, schwankte letztlich »zwischen dem leidenschaftlich angestrebten, ›selbstlos‹ dem Schreiben gewidmeten Leben« und »der Verdammung seiner Hingabe ans Schreiben« (Heller: Franz Kafka, 30). Über dieses ambivalent-gespannte Verhältnis zur Literatur ist Kafka nicht hinausgekommen. Das ändert allerdings wenig daran, dass er nichts so entschlossen betrieb wie das Schreiben. Das sind die »zwei Ansichten« über sein »Schriftstellersein«.

II.

Die »Welt im Kopf«:

Der Erzähler

Die Kunst fliegt um die Wahrheit, aber mit der entschiedenen Absicht, sich nicht zu verbrennen. Ihre Fähigkeit besteht darin, in der dunklen Leere einen Ort zu finden, wo der Strahl des Lichts, ohne daß dies vorher zu erkennen gewesen wäre, kräftig aufgefangen werden kann.

(HadL, 104)